

Editorial: Sterben und Tod

Marina RICHTER und Michael NOLLERT¹

Universität Fribourg

Keywords: Sterben, Tod, interdisziplinär

DOI: <http://dx.doi.org/10.18753/2297-8224-79>



¹ Departement Sozialwissenschaften, Universität Fribourg; marina.richter@unifr.ch

Editorial: Sterben und Tod

Marina RICHTER¹, Michael NOLLERT¹

Liebe Leserinnen und Leser

Sterben und Tod gehören zum Leben wie die Geburt. Was sich im ersten Moment wie eine Binsenwahrheit liest, hat jedoch weitreichende Konsequenzen. Wenn wir unser Leben als ein zutiefst soziales verstehen, so heisst dies, dass auch das Sterben und der Tod soziale Fakten sind (Durkheim 1897). Dabei geht es nicht nur um den letzten Moment und die metaphysische Frage nach dem Licht, das erreicht wird, oder den Tunnel, den es auf dem letzten Weg ins Jenseits oder Nichts zu durchqueren gilt. Im Unterschied zum überraschenden Tod, sei das ein Unfall oder eine Tötung, beginnt das Sterben bereits früher und ist als körperlicher und sozialer Prozess zu begreifen. In der medizinischen Praxis stellt der Beginn des Lebensendes die Umstellung von kurativer auf palliative Pflege dar. Das Ziel ist demnach nicht mehr die Heilung des Menschen, sondern eine lindernde Begleitung der letzten Etappe des Lebens. Die Definition dieser Grenzziehung ist jedoch nicht leicht. Dies gilt auch für eine sozialwissenschaftliche Definition des Lebensendes. Mit Sicherheit gehört zum Tod jedoch ein sozialer Prozess, der vor dem Tod beginnt, das eigentliche Sterben miteinschliesst und in gewisser Weise auch über den Tod hinaus andauert.

Sterben ist im ursprünglichsten Sinne *sozial*, als es nicht nur individuell stattfindet, sondern immer auch andere Personen in den Prozess miteinschliesst (Feldmann 2010). Auch wenn es die sterbende Person ist, welche das Leben verlässt, so nehmen auch andere Personen und Institutionen an diesem Prozess teil. Sie können in Praktiken der Pflege involviert sein, sich um Fragen des Übergangs kümmern und den Abschied vorbereiten. In europäischen Gesellschaften sind dies zumeist Fragen im Zusammenhang mit dem Begräbnis, der Abdankung und der Bestattung.

Dabei haben sich im Laufe der Geschichte und geprägt durch unterschiedliche Kulturen und Religionen sehr spezifische Praktiken u.a. des Begleitens, des Vorbereitens auf den Übergang ins Jenseits, des Trauerns und des Erinnerns etabliert (Heller 2003). Parallel zu einer Abkehr von religiösen Formen der Trauer und des Übergangs wie sie im kirchlichen Rahmen mit Begräbnis und Abdankung gegeben sind, und einer Suche nach neuen Formen der Bestattung wie bspw. in einem Friedwald, findet auch eine Rückbesinnung auf mittelalterliche Traditionen wie die weibliche Begleitung von Sterbeprozessen (bspw. Beginen) analog zur weiblichen Begleitung der Geburt (Hebammen) statt.

Sterben ist darüber hinaus auch ein gesellschaftlich normierter Prozess. Was „gutes Sterben“ heisst, muss nicht immer denselben Werten entsprechen und unterliegt sozialem Wandel. In heutigen industrialisierten Gesellschaften sind es vor allem drei Aspekte, welche ein

¹ Departement für Sozialwissenschaften, Universität Fribourg

„gutes Sterben“ und einen „guten Tod“ ausmachen (Schneider 2005). Erstens soll der Prozess schmerzfrei sein. Die heutige Medizin erlaubt eine wirksame Bekämpfung von Schmerzen, deren Ertragen als sinnlos angesehen wird. Zweitens soll der Prozess selbstbestimmt sein. Sterbende sollen möglichst nach ihrem eigenen Willen behandelt werden. Schliesslich ist der Prozess des Sterbens auch als letztes Projekt zu verstehen, dass es vorzubereiten gilt. Ausdruck dieser Normen ist die Patientenverfügung, mittels derer eine Person bereits im Vorfeld Aspekte der Behandlung im Falle einer Urteilsunfähigkeit regeln kann und soll.

Mit der Normierung des Sterbeprozesses verbunden sind gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, welche sich auch auf das Sterben und den Tod auswirken. Dass heutzutage anders und vor allem an einem anderen Ort als noch vor Jahrzehnten gestorben wird, hängt mit Prozessen der Individualisierung und der Defamilialisierung zusammen (Knoblauch/Zingerle 2005). Einerseits findet der Alltag immer stärker in individuellen Kontexten statt, was sich u.a. auch in einer Zunahme von Singlehaushalten von älteren Personen äussert. Das heisst, dass das soziale Netz für diese letzte Etappe fehlt. Darüber hinaus findet auch eine Verlagerung von Praktiken aus der Familie heraus in Organisationen wie Spitäler, Pflegeheime oder Hospize statt. Gleichzeitig findet Sterben auch in Organisationen statt, welche nicht dafür geschaffen wurden, wie bspw. Gefängnisse (Hostettler et al. 2016).

Wenn Sterben und Tod in solchem Masse als sozial verstanden werden, so liegt es auf der Hand, dass Ungleichheitsmuster, welche die Gesellschaft strukturieren, auch auf Sterben und Tod von Menschen einwirken. Genauso wie die Todesursache und die Lebensspanne von gesellschaftlichen Faktoren beeinflusst werden, ist auch ein „gutes“ Sterben und die Form der Bestattung letztlich vom sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapital abhängig. Eine sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit der Thematik ist daher nicht nur von wissenschaftlichem, sondern auch von sozialpolitischem Interesse.

Vor diesem Hintergrund organisierten wir im Frühjahrssemester 2016 eine öffentliche Vortragsreihe zum Thema „Sterben und Tod“. Die hier versammelten vier Beiträge stellen eine Auswahl der verschriftlichten Referate dar. Aus unterschiedlichen Gründen war es nicht möglich, alle Beiträge in dieser Form zu publizieren. Die Auswahl vermittelt dennoch einen Einblick in disziplinär unterschiedliche Perspektiven auf Sterben und Tod und den gesellschaftlichen Umgang mit der Thematik.

Birgit Heller betrachtet in ihrem Beitrag „Beziehungen zwischen Diesseits und Jenseits: vom Sozialcharakter des Todes in religiös-kulturellen Traditionen und in der Moderne“ Vorstellungen zum Diesseits und Jenseits und die damit verbundenen rituellen Praktiken. Sie greift dabei einerseits auf religiöse wie auch auf historische Traditionen zurück und diskutiert diese immer auch mit Blick auf die heutige Zeit und die Frage, inwiefern die These des Jenseitsverlusts in der Moderne zu stützen sei. Angesichts einer wiederbelebten Auseinandersetzung mit Fragen des Jenseits und neuer oder wieder aktivierter Praktiken der Totensorge und allgemein des Übergangs zwischen Diesseits und Jenseits stellt sie fest, dass nach dem Jenseitsverlust in der Moderne eine Gegenteilstendenz des Interesses am Jenseits zu beobachten sei.

Auf die Gegenwart fokussiert ist der Beitrag von *Michael Nollert*. Er verbindet die Lebenserwartung mit sozialen Ungleichheiten. So zeigt zum einen die empirische Forschung, dass auch in modernen Wohlfahrtsstaaten nach wie vor Personen mit geringerer Ressourcenausstattung eine kürzere Lebenserwartung haben als sozio-ökonomisch besser gestellte. Zum an-

dern sprechen neuere Studien dafür, dass sich der Zusammenhang zwischen sozialem Status und Lebenszeitchance nach einer langen Phase der Verringerung wieder zu verstärken beginnt. Von sozialpolitischer Relevanz sind diese Befunde auch insofern, als ein fixes Rentenalter die ungleichen Lebenszeitchancen ignoriert. Entsprechend postuliert der Autor, dass die strukturell bedingte ungewollte Verkürzung des Lebens mindestens so viel Beachtung verdienen sollte wie die ungewollte Verlängerung des Lebens.

Mit dem Sterben und dem Tod ist immer auch die Frage verbunden, inwiefern Menschen bestimmen können wann, wo und wie sie sterben. Unterstützung in dieser Frage erhalten Menschen in der Schweiz im Rahmen des assistierten Suizids. Der Beitrag von *Anita Kovacevic und Christine Bartsch* diskutiert rechtliche Bedingungen des assistierten Suizids in der Schweiz. Vor diesem Hintergrund analysieren sie die Praktiken von Schweizer Sterbehilfeorganisationen und fokussieren dabei auf rechtsmedizinische Fragen. Ein assistierter Suizid gilt als aussergewöhnlicher Todesfall und muss von der Rechtsmedizin untersucht werden. Im Nachhinein sind Fragen wie die Urteilsfähigkeit der verstorbenen Person nur schwer juristisch einwandfrei zu eruieren und stellen für die Rechtsmedizin oft ein Problem dar.

Mit einem letzten Beitrag führt *Elke Steudter* in die Praxis palliativer Pflege ein. Sie wirft einen Blick zurück in die Geschichte und zeigt, dass die Pflege von Sterbenden schon eine längere Tradition hat, jedoch erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts breite Unterstützung fand. Aus dieser historischen Perspektive erschliessen sich die Grundsätze und Praktiken der Palliative Care. Dabei steht weniger das Sterben an sich als eine auf Lebensqualität fokussierte letzte Phase im Zentrum. Dafür steht auch der Leitsatz von Cicely Saunders, der Gründerin von Palliative Care: „Es geht nicht darum dem Leben mehr Tage, sondern dem Tag mehr Leben zu geben“. Die Autorin streicht auch heraus, dass Palliative Care nicht auf eine Pflege am Lebensende reduziert werden darf, sondern, dass sie generell als lindernde Pflege verstanden werden sollte, wie bei nicht heilbaren, chronischen Krankheiten.

Die verschiedenen Beiträge zeigen in ihrer Vielfalt unterschiedliche disziplinäre Zugänge zum Thema Sterben und Tod auf. Aus religions-, kulturwissenschaftlicher, soziologischer, juristischer oder pflegerischer Sicht werden unterschiedliche Facetten der Thematik aufgezeigt. So zeigt sich, dass sich unterschiedliche Praktiken entwickelt haben, wie etwa der assistierte Suizid und die palliative Pflege, welche zeitgemässe Antworten auf Fragen der Organisation aber auch der Selbstbestimmtheit des Lebensendes zu geben suchen.

Dabei erweist sich das Thema, wenn auch von unserer auf Jugendlichkeit und Gesundheit fixierten Gesellschaft vordergründig an den Rand gedrängt, als durchaus aktuell und insbesondere sozialpolitisch, aber auch sozialarbeiterisch von hoher Relevanz. Dazu trägt nicht nur die Erkenntnis bei, dass sich unsere säkularisierten Gesellschaften nach wie vor mit der Frage des Jenseits beschäftigen, sondern auch, dass Ursache und Zeitpunkt des Todes sowie die Qualität des Sterbens genauso von sozialer Ungleichheit geprägt sind wie die Lebensqualität.

Wir wünschen den Leserinnen und Lesern viel Vergnügen bei der Lektüre.

Marina Richter und Michael Nollert

Quellen

Durkheim, Emile (1897). *Le suicide: Étude de sociologie*. Paris: Félix Alcan.

Feldmann, Klaus (2010). *Tod und Gesellschaft: Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick*. Wiesbaden: VS-Verlag.

Heller, Birgit (2003). *Aller Einkehr ist der Tod. Interreligiöse Zugänge zu Sterben, Tod und Trauer*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Hostettler, Ueli, Irene Marti und Marina Richter (2016). *Lebensende im Justizvollzug. Gefangene, Anstalten, Behörden*. Bern: Stämpfli.

Knoblauch, Hubert und Arnold Zingerle (2005). *Thanatosoziologie: Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens*. Berlin: Duncker & Humblot.

Schneider, Werner (2005). Der „gesicherte“ Tod – Zur diskursiven Ordnung des Lebensendes in der Moderne. In: Knoblauch, Hubert und Arnold Zingerle (Hg.). *Thanatosoziologie: Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens* (55–79). Berlin: Duncker & Humblot.